

Zu G. W. Leibnizens *Dialogus de connexione inter res et verba*

Einleitung

Ein Kardinalproblem der Erkenntnistheorie ist das Verhältnis von Dingen und Worten. Inwieweit haben unsere Bezeichnungen, die Namen, die wir verleihen, etwas mit den Dingen zu tun, die uns umgeben? Anhand des Textes *Dialogus de connexione inter res et verba* [1677] soll versucht werden, Leibnizens epistemologische Annäherung an das Problem der Benennung von Dingen und des darin enthaltenen Wahrheitswerts zu beschreiben. Die Verbindung von Dingen und Worten als Wahrheitskonstitution wird in vier Schritten hergeleitet: Der Ausgangsthese, nach der die Wahrheit in den Dingen liegt, folgt die These, die Wahrheit liege in den Gedanken. Dieser Näherung folgt die These, Wahrheit liege in der Natur der Dinge und lasse sich durch empirische Beobachtung gewinnen. Doch empirischer Annäherung an die Dinge folgt nicht selbstverständlich eine Erkenntnis der Dinge. Erst der Gedanke, der sich in Bezeichnung und Beschreibung manifestiert, kann eine Wahrheit über die Welt erkennen und diese durch die sprachliche Formulierung Anderen zugänglich machen. Die Wahrheit, so die Folgerung, liegt also in der richtigen Verknüpfung von Dingen und Worten.

Worte fasst Leibniz als Zeichen auf, ausgehend von der Erkenntnisvermittlung der Mathematik, die für ihn eine „Idealsprache“ (*characteristica universalis*) darstellt, so dass es bei der Frage nach dem Wesen der Wahrheit für Leibniz um die Klärung des ontologischen begründeten Zusammenhangs unserer begrifflichen Erkenntnis (Denken) und ihres Ausdrucks in Zeichen und Symbolen (Benennen) geht. Die richtige Zeichenverwendung wird zum Modus des richtigen Denkens und die Zeichen damit zum Träger der Wahrheit. Epistemologisch geht es Leibniz darum, deutlich zu machen, dass die Aufgabe des erkenntnis- und wahrheitssuchenden Menschen nur darin bestehen kann, die in Ordnung geschaffenen Dinge (prästabilisierte Harmonie) zu bezeichnen und damit ein System der Kategorisierung zu finden, das die vorliegende göttliche Ordnung genau abbildet und es ermöglicht, nicht-kohärente Zeichenverwendung nach einmal erfolgter Zeichenfestlegung zu identifizieren. Zeichen leisten in Bezug auf die Erkenntnis der geordneten Dinge also nur dann einen Dienst, wenn sie ebenfalls eine innere Ordnung aufweisen, also kohärent verwendet werden. Wahrheit liegt damit im kohärenten Zeichengebrauch bezüglich der geordneten Dinge, in übereinstimmenden Ordnungsprinzipien von Ding-Welt und Zeichen-Welt.

Der Text *Dialogus de connexione inter res et verba* ist in Dialogform geschrieben und lässt die Personen A und B erörtern, worin das Beständige in Wahrheiten, also auch im Wissen liege, in den *Dingen* oder in den *Worten* bzw. den *Gedanken*. Der Fortgang der Diskussion wird dabei in fünf Thesen darzustellen versucht, wobei diese nicht alternativ zu verstehen sind, sondern als Evolution den Fortschritt des Gesprächs verdeutlichen sollen. Somit sind die vier ersten Thesen rhetorische Figuren auf dem Weg zu Leibnizens These, die Wahrheit liege *in der Verknüpfung zwischen Dingen und Worten*.

Es werden die einzelnen Schritte nachvollzogen und zur Herleitung der letzten These der Begriff „Charaktere“ und seine Beziehung zu den Dingen bzw. Objekten untersucht.

These 1: Wahrheit liegt in den Dingen

Zunächst diskutieren A und B die These, die Wahrheit liege in den Dingen, wobei B, der dieser These anhängt¹ im Laufe des Gesprächs recht schnell zunächst vom Gegenteil überzeugt wird², um schließlich, durch A verunsichert, auch davon abzurücken³.

Der Gang des Gesprächs ist dabei folgender: Zunächst stellt A die Frage nach der mit einem geschlossenen Faden von bestimmter Länge gebildeten Figur maximal eingeschlossenen Raumes⁴. Er stellt also eine Extremwertaufgabe, bei der unter gegebenen Restriktionen (hier: Umfang) jene geometrische Figur gewählt werden soll, deren Flächenmaßzahl am größten ist. So verstanden, ist die Aufgabenstellung eindeutig. So wie sie A stellt jedoch nicht: Da ein Faden eine gewisse Querschnittsfläche besitzt, kann der Begriff „Raum“ auch anders interpretiert werden denn als „Flächenmaßzahl“. Gemeint sein könnte auch das Volumen, das sich bei der gebildeten Figur jeweils aus der Verbindung der Oberkanten des Fadens und der Unterkanten ergibt. Formte man z.B. aus dem Faden ein Rechteck, so entstünde aufgrund der Eigenausdehnung des Fadens ein Quader, bei einem Kreis ein Zylinder, usw.. Vernachlässigt man diesen Punkt und belässt es bei der Zweidimensionalität der Figur, könnte noch eingewendet werden, dass – um auf die suggerierte Lösung des Kreises zu kommen – nicht-planare Figuren ausgeschlossen werden müssen, da sich ansonsten unter Zuhilfenahme einer geeigneten Flächenberechnungsmethode eine Figur mit größerer Flächenmaßzahl aus dem Faden erzeugen ließe, also z.B. bei einem wellenförmigen Profil.

B scheint jedoch keine Probleme hinsichtlich der Aufgabenstellung zu haben und fügt seiner spontanen Lösung „Kreislinie“ gleich ein weiteres praktisches Beispiel an⁵, indem er zur Aufgabe macht, unter verschiedenen Inseln diejenige herauszufinden, die bei gleicher „Umschreitungsdauer“ die größte Fläche hat, wobei dieses Beispiel noch kritischer gesehen werden muss. Denn was heißt schon „in der gleichen Zeit umschreiten“, wenn nicht gesagt wird, dass dies bei jeweils der gleichen Geschwindigkeit geschieht? Des weiteren könnte man einwenden, dass es solche idealtypisch geschnittenen Inseln nicht gibt und dass man dann beim Umschreiten Landzungen oder Einbuchtungen zugunsten einer Ideallinie übergeht. So hätte eine quadratische Insel mit vielen derartigen „Unregelmäßigkeiten“ in der Uferregion u.U. faktisch eine größere Fläche als eine kreisförmige Insel ohne solche kleinen Landzungen und Buchten.

Deutlich wird bereits durch diese beiden praktischen Beispiele, dass eine Reihe von Annahmen implizit gemacht werden muss, um die Natur idealtypisch beschreiben zu können und um so zur erwarteten Lösung zu gelangen. Solche abstrakten Modelle sind aber den menschlichen Gedanken entsprungen. Es steckt also bereits hier eine Menge mehr in der Betrachtung als nur Wahrnehmung der Dinge selbst: Gezielte Wahrnehmung erfordert das Vorhandensein eines gedanklichen Modells.

Im Ergebnis kommen die beiden Gesprächspartner auch sehr schnell auf den Punkt, dass die Wahrheit eben gerade von den Gedanken abhängt, jedoch ist der Weg dahin ein anderer: A bekommt in den nächsten Wortwechseln die Rolle des geschickt suggestiv Fragenden, was mich

¹ Leibniz: *Dialog über die Verknüpfung zwischen Dingen und Worten*. In: Cassirer (Hrsg.): Leibniz. Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Bd. 1, 3. Aufl., Hamburg 1966, S. 15, Zeile 21-23.

² Ebd.: S. 16, Zeile 9-11.

³ Ebd.: S. 16, Zeile 15.

⁴ Ebd.: S. 15, Zeile 5-8.

⁵ Ebd.: S. 15, Zeile 9-15.

sehr an die platonischen Dialoge erinnert, in denen Sokrates seine Gesprächspartner auf eine ähnliche Weise zu der von ihm favorisierten Meinung bringt.

B, gewissermaßen „Opfer“ dieser Rhetorik des A, muss zugeben, dass seine These nicht stimmt, dass mithin die Wahrheit nicht in den Dingen selbst liegt, weil man ein Ding an sich nicht wahr oder falsch nennen kann. Die „Insel“ oder „die vom Faden gebildete Figur“ ist nicht wahr oder falsch, sondern immer nur ein auf das Ding referierter Umstand.

Zumindest bei der Falschheit ist man sich schnell einig⁶, was jedoch die Wahrheit angeht, hat B noch Zweifel. Diese Bedenken zerstreut A, indem er sagt, dass sich Wahrheit und Falschheit auf ein und dasselbe Subjekt beziehen können und erst „die Natur der Frage“ eine Entscheidung zugunsten der Wahrheit bzw. Falschheit herbeiführt.⁷

Wahrheit und Falschheit sind damit zwei Ausprägungen einer einem Subjekt zuzuordnenden Charakterisierung, die man „Wahrheitswert“ nennen könnte, sie treten immer als Kandidaten gleichzeitig auf und erst die Umstände bestimmen, wer sich durchsetzt.

Des weiteren erzeugt die Negation des Wahrheitswert den jeweils anderen Wahrheitswert, „nicht falsch“ bedeutet „wahr“ und „nicht wahr“ entsprechend „falsch“.

Dies gilt, solange man sich auf dem Gebiet der zweiwertigen Logik bewegt, indem „tertium non datur“ gilt, also eine Aussage entweder wahr oder falsch, aber nicht etwa ein dritter Wahrheitswert möglich ist. Diese Zweiwertigkeit setzt Leibniz voraus. An anderer Stelle formuliert er das Widerspruchsprinzip (Eine Aussage kann nicht zugleich wahr und falsch sein.) und legt es allen weiteren erkenntnistheoretischen Überlegungen axiomatisch zugrunde.

B sieht die Argumentation des A ein und ist nun vollends der Meinung, dass sowohl Falschheit als auch Wahrheit in den Gedanken liegt⁸.

These 2: Wahrheit liegt in den Gedanken

Diese These steht zum einen im Widerspruch zu dem zuvor von B gesagten, welcher – darauf angesprochen – aus seiner Konfusion keinen Hehl macht („Nun hast Du mich ganz verwirrt gemacht!“⁹).

Zum anderen ist diese These in ihrer Radikalität sehr zweifelhaft. Denn es liegt doch wohl an unserer empirischen Erfahrung, also an den Dingen, dass bestimmte Aussagen über sie wahr oder falsch sind und nicht an den dazu gemachten Gedanken. Der Gedanke „In Berlin gibt es keine Autos.“ wird doch wohl durch die Realität, also namentlich durch die Wahrnehmung der Dinge „Autos“ während eines Spaziergangs durch das Ding „Berlin“ widerlegt.

Diesen Mangel entdeckt A und fasst zusammen: „Dennoch müssen wir einen Ausgleich zwischen beiden Sätzen versuchen.“¹⁰, was im folgenden Abschnitt des Dialogs auch geschieht.

⁶ Ebd.: S. 15, Zeile 29.

⁷ Ebd.: S. 16, Zeile 6-9.

⁸ Ebd.: S. 16, Zeile 9-11.

⁹ Ebd.: S. 16, Zeile 15.

¹⁰ Ebd.: S. 16, Zeile 16-17.

These 3: Wahrheit liegt in den möglichen, den denkbaren Gedanken

Dabei wird zunächst der Bereich der Gedanken erweitert um diejenigen welche (noch) nicht gedacht wurden, denn nicht „alle Gedanken, die gefasst werden könnten, [kommen] tatsächlich zustande“¹¹.

A folgert nun, dass die Wahrheit also dem Gebiet der möglichen Gedanken angehöre, die dann den Wahrheitswert „wahr“ oder „falsch“ annehmen, wenn jemand sie tatsächlich aufgreift. B ist damit einverstanden und sieht die Lösung bereits als „Ausweg aus [der] heiklen Lage“¹² an.

A relativiert dies jedoch sogleich, indem er seine eigene Lösung als zu kurz gedacht hinstellt und fragt, wo denn aber der *Grund* dafür liegt, einen Gedanken – sei es ein tatsächlicher oder auch nur ein möglicher – „wahr“ oder „falsch“ zu nennen. B antwortet darauf, dieser Grund sei in der Natur der Dinge zu suchen, was den vierten großen Schritt in der Entwicklung der Thesen über die Wahrheit darstellt.

These 4: Wahrheit liegt in der eigenen Natur

Es beginnt nun ein Streit, der als solcher für die Entwicklung der Erkenntnistheorie stellvertretend zu sein scheint.

Zunächst deutet die kritische Bemerkung des A als Reaktion auf die These des B¹³ an, dass eine rein subjektiv-empirische Wahrheit nicht verfangen kann, da es an einer rationalen Überprüfung der eigenen Wahrnehmungen mangelt, was B sogleich zugibt, wenn er sagt, dass die Wahrheit nicht allein aus der empirischen Beobachtung der Natur erwächst, sondern unter Hinzuziehung der richtigen Methode eine durch Nachdenken zu bildende Aussage über die wahrgenommenen Dinge als schlüssig und wahr empfunden werden muss. Interessant ist dabei auch die Rolle der Methodik und die Tatsache, dass es offensichtlich eine „richtige“ Methode der Beweisführung gibt¹⁴.

A und B führen an dieser Stelle einen philosophiehistorischen Streit, stellvertretend für die Empiristen auf der einen und die Rationalisten auf der anderen Seite. Cassirer bezeichnet in der Fußnote auf den Seiten 16 und 17 diese Stelle als „frühen...Versuch, das Verhältnis zwischen Denken und Sein...zu bestimmen“, das später bei Kant zusammengefasst wurde in dem Satz: „Die Sinne vermögen nicht zu denken und der Verstand nichts anzuschauen, nur dadurch, dass sie sich vereinigen, kann Erkenntnis entspringen.“ Erst im 20. Jahrhundert gelang dann Popper mit dem Prinzip der Falsifikation und dem ständig vorhandenen Überprüfungsbedarf von Hypothesen (Grundposition des Kritischen Rationalismus) diesbezüglich ein erkenntnistheoretischer Fortschritt.

Diese entscheidende Einschränkung, die verstandesmäßige Überprüfung der Wahrnehmung, die der Rationalist Leibniz an dieser Stelle einführt, wird letztlich zur fünften These umformuliert, die als Lösung des Problems der Wahrheitsfindung fungiert.

¹¹ Ebd.: S. 16, Zeile 18-19.

¹² Ebd.: S. 16, Zeile 28-29.

¹³ Ebd.: S. 16, Zeile 34-35.

¹⁴ Ebd.: S. 16, Zeile 36-40.

These 5: Wahrheit liegt in der Verknüpfung zwischen Dingen und Worten

Bis diese These von beiden Gesprächspartnern so akzeptiert werden kann, sind noch eine Reihe von Problemen zu behandeln. Zum einen steht die Frage nach der menschlichen Willkür bei der Festlegung der Begriffe im Raum und wird ausführlich diskutiert¹⁵, zum anderen wird – in diese Diskussion eingebettet – der Begriff des „Charakters“ eingeführt¹⁶ und die These auf das Verhältnis der Dinge zu eben diesen Charakteren kapriziert und dabei die Bedeutung der Charaktere für das Denken unterstrichen.¹⁷ Abgeschlossen wird der Abschnitt und damit der gesamte Text von zwei Beispielen für diese These aus dem Bereich der Arithmetik, der Umformung eines Terms mit Hilfe der binomischen Formeln und der so genannten „Neunerprobe“.

Wahrheit und menschliche Willkür

Ist nicht Wahrheit reine Willkür, weil sie an Charakteren haftet, die als anthropomorphe Konventionen die Grundlage jeder Beweisführung bilden?

Diese These wird von A ins Spiel gebracht¹⁸, der dabei auf Hobbes Bezug nimmt, der in „De Corpore“ behauptet, dass alle Wahrheiten willkürlich seien, weil sie von Nominaldefinitionen abhängen. B hält diese Einschätzung für „paradox“¹⁹ und fügt schließlich hinzu: „Kann jemand so unvernünftig sein, die Wahrheit für willkürlich zu halten und sie von Namen abhängig zu machen, wo doch sicherlich Griechen, Lateiner und Deutsche nur ein und dieselbe Geometrie haben?“²⁰. Damit möchte B erklären, dass trotz der vielen Möglichkeiten, Begriffe zu definieren, in Wirklichkeit stets die gleichen gewählt werden, wobei er jedoch vom heutigen Standpunkt aus betrachtet ein denkbar schlechtes Beispiel wählt, angesichts der Tatsache, dass es neben der euklidischen auch eine nicht-euklidische Geometrie gibt, die „Willkürkomponente“ bei der Definition der Geometrie also sehr wohl eine Rolle spielt. Für den Gang des Dialogs ist dies freilich unbedeutend. Man ist sich einig in der Überlegung, dass Wahrheit nicht willkürlich festgelegt werden kann und wendet sich nunmehr der zweiten „Bedenklichkeit“ zu, den „Charakteren“.

Das Verhältnis der Charaktere zu den Dingen als Grundlage der Wahrheit

„Charaktere“ ist der Oberbegriff für alle Symbole, die der Mensch zur Verdeutlichung seiner Gedanken verwendet, also Zahlzeichen, Buchstaben, Piktogramme, etc., mehr noch: B macht die gesamte Erkenntnis von diesen Charakteren abhängig²¹ und A pflichtet ihm bei²² und ergänzt, dass auch geometrische Figuren als solche Charaktere anzusehen sind²³, da Zeichnungen gleichsam symbolhaft für die ideale, nicht erfahrbare geometrische Figur stehen.²⁴

¹⁵ Ebd.: S. 17, Zeile 4 bis S. 20, Zeile 18.

¹⁶ Ebd.: S. 17, Zeile 6.

¹⁷ Ebd.: S. 18, Zeile 25 bis S. 20, Zeile 18.

¹⁸ Ebd.. S. 17, Zeile 4-6.

¹⁹ Ebd.. S. 17, Zeile 7.

²⁰ Ebd.. S. 18, Zeile 19-22.

²¹ Ebd.. S. 18, Zeile 25 bis S. 19, Zeile 3.

²² Ebd.. S. 19, Zeile 4-5.

²³ Ebd.. S. 19, Zeile 9-10.

²⁴ Ebd.. S. 19, Zeile 10-13.

Wichtig ist jetzt der von B eingeführte Begriff der *Ähnlichkeit*, der einen Zusammenhang zwischen der geometrischen Figur und dem Figuren-Symbol, zwischen dem Ding und dem Charakter, also zwischen Dingen und Worten erzeugt.²⁵

A zerlegt nun die Charaktere in zwei disjunkte Mengen, in die Menge der Figuren und in die Menge der Nicht-Figuren. Bei ersterer gibt es keine Probleme, die Sinnfälligkeit und Zielgerichtetheit im Rahmen der Geometrie ist zweifelsohne vorhanden.²⁶ Fraglich bleibt jedoch, was die nicht figürlichen Charaktere mit den Dingen gemein haben, also z.B. das Zeichen „0“ mit dem Nichts oder die Wörter „lux“ und „fero“ mit „lucifer“.

Letztlich gelingt es B in einer langen Ausführung, die Ordnung der Dinge über die Verbindung und Verknüpfung der Charaktere untereinander mit der Ordnung der Charaktere plausibel in Einklang zu bringen.²⁷ Entscheidend ist dabei, dass selbst bei einer willkürlichen Wahl der Charaktere ihre Anwendungen und Verknüpfungen und sich daraus ergebende Folgerungen nicht mehr willkürlich, sondern geordnet sind.²⁸ Somit stehen Dinge und Charaktere in einem festen Verhältnis zueinander²⁹, was als „Grundlage der Wahrheit“ bezeichnet wird³⁰.

Von Bedeutung ist weiterhin, dass Änderungen der Charaktere unter Berücksichtigung des festen Verhältnisses zwischen Charakter und Ding im Ergebnis ohne Auswirkungen bleiben.³¹ Dass es dabei bestimmter Festlegungen der Charaktere bedarf, um gewissermaßen einheitlich denken zu können, also eine begriffliche Konsistenz, ist dabei ein pragmatischer, aber nicht mehr wahrheitsimmanenter Aspekt.³²

An dieser Stelle kommt sehr deutlich zum Tragen, dass Leibniz von einer Ordnung der Dinge, einer Ordnung des gesamten Kosmos ausgeht. So müssen wir nur noch in eine Richtung Ordnung schaffen, nämlich bei den Charakteren. Sie müssen den bereits in Ordnung vorliegenden Dingen „ordentlich“ angepasst werden.

Abschließendes Beispiel aus der Arithmetik

Setzt man einmal $a=b+c$ (1) und ein anderes Mal $a=d-e$ (2) und quadriert beide Seiten der Gleichungen, so erhält man unter Verwendung der binomischen Formeln für (1): $a^2=b^2+2bc+c^2$ und für (2): $a^2=d^2-2de+e^2$. Substituiert man nun für d den Wert, der sich durch Umformen von (2) ergibt $(a+e)$, so erhält man für d^2 : $(a+e)^2=a^2+2ae+e^2$ und für $-2de$: $-2*(a+e)*e=-2ae-2e^2$. Summiert man nun, so ergibt sich auf beiden Seiten wieder a^2 :

<i>ursprüngliche Form</i>	=	<i>durch Substitution und Umformung erreichte Form</i>
d^2	=	$a^2+2ae+e^2$
$-2de$	=	$-2ae-2e^2$
e^2	=	e^2
$= a^2$		$= a^2$

²⁵ Ebd.. S. 19, Zeile 14-15.

²⁶ Ebd.: S. 19, Zeile 16-17.

²⁷ Ebd.: S. 19, Zeile 37 bis S. 20, Zeile 3.

²⁸ Ebd.: S. 20, Zeile 5-8.

²⁹ Ebd.: S. 20, Zeile 8-9.

³⁰ Ebd.: S. 20, Zeile 11-12.

³¹ Ebd.: S. 20, Zeile 12-16.

³² Ebd.: 20, Zeile 17-18.

Wenn man also – folgert A – einer festen Regel folgt, so wird man trotz willkürlicher Definition von „a“ immer zu übereinstimmenden Ergebnissen kommen.³³

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass das Beständige, also die Beziehungen, die die Zeichen zu den Dingen besitzen, durch Substitution, Umformung, etc. immer zu den richtigen Ergebnissen führt, solange man dabei die Ordnungsprinzipien der Methodik beachtet. Auf diese hat unsere Willkür keinen Einfluss.

Zusammenfassung und Stellungnahme

Folgende Tabelle soll noch einmal die schrittweise Herleitung der These „Wahrheit liegt in der Verknüpfung zwischen Dingen und Worten“ zusammenfassen.

<i>These</i>	<i>Veranschaulichung</i>	<i>Verwerfungsbegründung</i>
Wahrheit liegt in den Dingen.	Kreis als diejenige geometrische Form, die bei gegebenem Umfang die größte Flächenmaßzahl besitzt.	Dinge kann man nicht „wahr“ nennen.
Wahrheit liegt in den Gedanken.	Sätze der Geometrie in unseren Gedanken.	Der Wahrheitswert von Sätzen ist schon bestimmt, bevor diese gedacht werden.
Wahrheit liegt in den möglichen Gedanken.	Nicht alle denkbaren Gedanken werden auch gedacht.	Der Grund, weshalb Sätze „wahr“ oder „falsch“ genannt werden, ist nicht bestimmt.
Wahrheit liegt in der eigenen Natur.	Jede Definition ist das Produkt eigener geistiger Anstrengung.	Mit der Willkür des Definierens wird auch Wahrheit willkürlich.
Wahrheit liegt in der Verknüpfung zwischen Dingen und Worten.	Dinge und Charaktere stehen in einem festen Verhältnis zueinander, dieses Verhältnis selber ist immun gegen Willkür und bildet daher die Grundlage der Wahrheit	-

Zwei kurze Anmerkungen seien zum Schluss noch gemacht, einmal zu der *Ordnung der Dinge* und dann zur *Willkür in der Wahrheit*.

Zur Frage nach der Ordnung der Dinge

Leibniz geht von einer sinnvoll und harmonisch geordneten Welt aus. Der Mensch findet die Dinge in dieser Ordnung vor und muss nun für die Charaktere eine ähnliche Ordnung finden.

Dabei ist für mich die Frage, ob es nicht zumindest so sein könnte, dass dieses „Ordnen“ ein heuristisch-iterativer Prozess ist, ohne festen Bezug zu einer beständigen, geordneten Realität. Sind es nicht statt einer Konstanten (dem „Ding“) und einer Variablen (dem „Charakter“) zwei zu ordnende Variablen, ja, ist es nicht sogar eher umgekehrt, dass wir die Dinge erst durch Benennung, Symbole, Zeichen, etc. ordnen? Dass also die Dinge zunächst ungeordnet vorliegen und erst durch den Menschen geordnet werden, auch und gerade durch die Willkür des Definierens?

³³ Ebd.: S. 21, Zeile 9-12.

Warum wird z.B. der Blauwal zu den Säugetieren gezählt und nicht zu den Fischen? Das „Ding“ an sich weist seiner „Natur“ nach Eigenschaften auf, die eine Verbindung zu den Säugetieren nahe legen (lebend gebärend), andererseits auch solche, die geeignet sind, es spontan den Fischen zuzuordnen (hält sich im Wasser auf). Da musste man sich eben entscheiden, entsprechende Verabredungen treffen und seitdem ist der Wal ein Säugetier. Doch ein Nachvollziehen natürlicher Ordnung der Dinge durch den Menschen und seine nominale Ordnung kann ich in diesem Vorgang nicht entdecken.

Im übrigen sind auch die Kategorien der Ordnung willkürlich: Genauso wie man die Wirbeltiere in fünf Klassen einteilt, könnte man sie auch der Größe nach ordnen oder der bevorzugten Nahrung nach oder entsprechend ihrem natürlichen Vorkommen o.ä..

Zur Frage der Willkür in der Wahrheit

Zur Frage des „Willküranteils“ der Wahrheit denke ich schließlich, dass es außerdem sehr stark darauf an kommt, in welchem Kontext ein Begriff gebildet werden soll.

Leibniz lässt A und B sich in seiner Betrachtung auf Beispiele aus der Geometrie und Arithmetik beziehen und führt die „arithmetischen Wahrheiten“ an.

Dabei ist die rational-analytische Betrachtung des Wahrheitsbegriffs zu eng, denn anders wäre es ja, wenn man die Betrachtung von der Mathematik weg auf Erfahrungswissenschaften kaprizierte, in denen es sehr wohl auf die (willkürliche) Definition eines Begriffs ankommt bzw. in denen sich Betrachtungsgegenstände verändern.

Nimmt man z.B. die Wirtschaftswissenschaften, so wird festzustellen sein, dass sich der Begriff vom zu betrachtenden Gegenstand der „Volkswirtschaftslehre“ durch politische und gesellschaftliche Veränderungen wesentlich geändert hat: Heute geht man statt in einer nationalen Betrachtung zu verharren auf Staatenbündnisse wie die Europäische Union ein und analysiert diese als System. In Zukunft wird es u.U. nur noch um den globalen Wirtschaftsraum gehen. Es ist also eine grundlegende Wandlung der Betrachtung vom geschlossen zur offenen System zu erkennen, die Erwartungshaltung gegenüber der Volkswirtschaftslehre ist eine andere und die Erkenntnisse sind andere, auf der Grundlage veränderter Begrifflichkeit.